

Die Frau der europäischen Gegenwart

Von

Roderich von Ungern-Sternberg-Kirchzarten

Die Frau des europäischen Kulturkreises steht gegenwärtig unverkennbar im Zeichen der Vermännlichung und einer entsprechenden Geisteshaltung. Dieser Eindruck drängt sich geradezu auf, tritt doch die Vermännlichung schon äußerlich in Erscheinung. Niemals zuvor haben Frauen des europäischen Kulturkreises und fast jeden Alters so viel Hosen getragen, sich das Haar so männlich zugestutzt, und zwar unabhängig von der Witterung und etwaiger sportlicher Betätigung. Niemals so viel allerorts geraucht, sich in eine Dunstwolke von Rauch gehüllt. Diese Mode, tyrannisch wie jede Mode, ist nicht zufällig entstanden: sie entspricht dem Verlangen der modernen, der „fortschrittlichen“ Frauen, die Gleichberechtigung mit dem Mann auch im Äußeren zu betonen, eine Gleichberechtigung, die sie bekanntlich im Berufsleben und in der Politik erlangt haben.

Wenden wir uns jetzt der Berufstätigkeit der Frau zu. Hier fällt vor allem in die Augen, daß, je höher die berufliche Qualifikation und Stellung und je verantwortlicher und exponierter sie ist, um so geringer die Zahl der anzutreffenden Frauen wird. In führenden Stellungen der Industrie, der Verwaltung, des Justizwesens und der Politik usw. gibt es auffallend wenig Frauen. Erst in den nachgeordneten Arbeitsbereichen, als ausführende Hilfskraft, nimmt die Frau an Zahl anteilmäßig schnell zu.

Wir lassen nun eine Statistik folgen, die Aufschluß gibt über den Umfang der weiblichen Erwerbstätigkeit in der Bundesrepublik (in Millionen ohne Berlin).

	Bevölkerung			Erwerbspersonen		
	Insgesamt	Männer	Frauen	Insgesamt	Männer	Frauen
1957	50,5	23,7	26,8	25,3	16,0	9,3
1950	47,7	22,4	25,3	22,1	14,1	7,9

Von je 100 Personen waren 1957 erwerbstätig von der männlichen Bevölkerung 68, von der weiblichen 35 Personen. 1950, 63 männliche

und 31 weibliche. Mithin hat in der Zeit von 1950 bis 1957 die Zahl der in irgendeiner Weise erwerbstätigen Frauen anteilmäßig von 31 v.H. auf 35 v.H. zugenommen, oder in absoluten Zahlen von 7,9 Mill. auf 9,3 Mill. Von diesen 9,3 Mill. Frauen waren im Jahre 1950 rund 2,8 Mill. verheiratet¹, hatten also neben ihrem „Beruf“ noch fast alle einen Haushalt und einen Ehemann zu versorgen sowie größtenteils auch Kinder zu betreuen. Letztere werden allerdings heutzutage von den erwerbstätigen Frauen meist in einen Kindergarten abgeliefert, wenn sie nicht sich auf der Straße herumtreiben oder von einer Großmutter oder Nachbarin notdürftig überwacht werden. Solche Kindergärten bestehen heute nicht nur in den Städten, sondern neuerdings in zunehmender Zahl auch in Dörfern, besonders in solchen, die im Einzugsgebiet einer Großstadt liegen.

Daß die erwerbstätigen Frauen in aufgerückten, leitenden Stellungen selten anzutreffen sind, liegt gewiß vor allem daran, daß ein großer Teil von ihnen als Ehefrauen entweder ganz aus dem Berufsleben ausgeschieden oder nur halbtätig erwerbstätig ist. Die unselbständige, nachgeordnete Arbeit, die der weitaus größte Teil der Frauen ausübt, berechtigt im Grunde gar nicht, den Ausdruck „Beruf“ auf diese Tätigkeit anzuwenden, wenn man diesen Terminus in seiner ursprünglichen Bedeutung von „vocatio“ versteht. Es handelt sich doch in den meisten Fällen lediglich um die Notwendigkeit oder den Drang, Geld zu verdienen, unabhängig davon, ob das Einkommen des Ehemanns für eine ortsüblich angemessene Lebenshaltung ausreicht und ob zu der betreffenden Tätigkeit eine Berufung oder gar Neigung besteht oder überhaupt gegeben sein kann nach der Art der Arbeit (am Fließband, an sonstigen Arbeiten bei der Bedienung von Maschinen und Apparaten).

Worin liegt nun die Ursache der geringen Frauenzahl in führenden Stellungen? Die hierzu geeigneten sind doch nicht etwa allesamt in der Ehe aufgegangen? Vielmehr liegt diese Tatsache wohl im Wesen der Frau begründet, in ihrem Mangel an aktivistischem Willen zur Leitung, zum Tragen von geistig-seelisch belastender Verantwortung. Die Frau ist typischerweise nicht geneigt, ihren „Mann zu stehen“, sie beharrt, selbst da, wo ihr hierzu Gelegenheit geboten wird, lieber in einer nachgeordneten Tätigkeit, ihrem zarter besaiteten Wesen entsprechend in solchen Stellungen, wo sie von der allzu rauhen Wirklichkeit des Erwerbslebens weniger berührt wird. Für dieses Verhalten ist u. a. bezeichnend, daß in der Sowjetunion, wo seit 43 Jahren jede rechtliche oder soziale Schranke in bezug auf weibliche Erwerbstätigkeit radikal beseitigt ist, in führenden Positionen Frauen doch selten hervortreten; es gibt auch in der Sowjetunion keine weiblichen Flug-

¹ Statist. Jahrb. der Bundesrep. 1959 S. 33*, 1954 S. 25* u. 117.

zeugführer, keine Schiffskapitäne, keine Orchesterdirigenten, keine weiblichen Leiter großer Industriebetriebe, keine Operateure usw.

Nun ist es sicher völlig abwegig, in diesem Unwillen zur Führung ein Zeichen von Inferiorität zu sehen. Die erwähnte Tatsache deutet aber hin auf die grundlegende Eigenartigkeit und Andersartigkeit der Frau im Vergleich zum Mann, die nicht zu respektieren ein großer psychologischer Fehler ist, der aber heute oft begangen wird, zumal viele Frauen in der erwähnten Tatsache einen Mangel ihres Geschlechts sehen, eine Folge unzureichender Erziehung und Ausbildung, und sich bemühen, diesen angeblichen Mangel zu beheben, d. h. also auf eine verstärkte Vermännlichung der Frau hindrängen.

Welches sind nun die Folgen des geschilderten Zustandes? Diese Folgen machen sich geltend erstens im Bereich des Gesundheitszustandes der Frauen, zumal dann, wenn sie von der doppelten Belastung Erwerbstätigkeit und Haushalt schwer bedrückt werden, und zweitens im Bereich der Ehe und Familie.

Von den äußerlich in Erscheinung tretenden Folgen der Vermännlichung war bereits die Rede. Aber viel belangreicher sind die inneren, die charakterlichen Folgen. Die ins Erwerbsleben eingespannte, herumgestoßene Frau zeigt, verglichen mit dem Frauentyp der Zeit vor der Industrialisierung, als der Sog der Industrie und der Großstadt noch nicht zahlreiche weibliche Arbeitskräfte ergriffen hatte, — heute eine viel größere charakterliche Selbständigkeit, ein nüchternes Urteil und eine außerhäusliche Geschäftstüchtigkeit, kurz, sie ist ihrem ganzen Wesen nach vermännlicht, nicht selten bis zur Zwitterhaftigkeit. Diese Wesenswandlung kann natürlich nicht ohne Einfluß auf ihr Verhalten zum Mann, also vor allem im ganzen Bereich der Liebe sein, und somit auf die Ehe- und Familienverhältnisse.

Bevor wir auf die gegenwärtigen Eheverhältnisse eingehen, ist es erforderlich, auf die Anschauungen hinzuweisen, die heute bei der Jugend beiderlei Geschlechts herrschen (vorherrschen). Diese sind grundverschieden von denen, die um die letzte Jahrhundertwende bestanden haben. Die damals vorherrschende Auffassung, es sei geboten, die erotische Begehrlichkeit bis zur Eheschließung aufzustauen, wird heute fast nur noch in wenigen religiös-kirchlich beeinflussten Kreisen vertreten und tatsächlich befolgt. Die Werbung, der Flirt, haben heute an Bedeutung verloren. Man tritt auch in der Liebe gewissermaßen geschäftsmäßig, „umgehend“ sehr schnell in medias res. Die Vermännlichung der Frau hat dazu geführt, daß sie heute in der Werbung um den Mann unvergleichlich aktiver geworden ist als dazumal. Was früher nur vom Mann ausging und der Frau das Anstands- und Schamgefühl verboten, wird heute auch von Frauen unternommen. Die Prüderie ist stark im Schwinden begriffen, was sich auch darin äußert,

daß viele Frauen dem Manne gegenüber ihre erotischen Wünsche viel deutlicher erkennen lassen als ehemals, d. h. etwa um die Zeit der letzten Jahrhundertwende. Man wird aber wohl nicht fehlgehen, wenn man im Zusammenhang damit feststellt, daß die Frau hierdurch für den Mann nicht an Anziehungskraft, an Reiz und an Stärke der Inspiration gewonnen, sondern im Gegenteil in dieser ihrer eigentlichen Machtsphäre eher Einbuße erlitten hat. Welcher Mann kann heute, beim Gedanken an ein junges Mädchen unserer Tage, sich noch zu Gefühlen aufschwingen, denen Goethe im Jahre 1823, in seinem 74. Lebensjahr, in Gedanken an die 19jährige Ulrike von Levezow in folgenden Versen Ausdruck gegeben hat:

„In unseres Busens Reine wogt ein Streben,
Sich einem Höhern, Reinern, Unbekanntem,
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Enträtselnd sich den ewig Ungenannten;
Wir heißen fromm sein! Soldcher sel'gen Höhe
Fühl ich mich teilhaft, wenn ich vor ihr stehe.“
(Marienbader Elegie)

Wer wäre heute noch fähig, seine Gefühle mit folgenden Strophen des von Franz Schubert vertonten „Ständchens“ zu äußern:

Leise flehen meine Lieder
Durch die Nacht zu dir,
In den stillen Hain hernieder
Liebchen komm zu mir
— — — — —

Viele Worte der Liebessprache früherer Generationen haben für die heutige Jugend ihren ursprünglichen Sinn so gut wie verloren: „Des Busens Sehnsucht“, „Liebesschmerz“ usw. Und welche Welt von Leiden und Freuden bedeuteten diese Worte vergangenen Generationen! An die Stelle dieser Gefühlsregungen ist selbst im Liebesbereich weitgehend nüchterne Sachlichkeit getreten.

Und eine weitere „Verfallserscheinung“ muß verzeichnet werden: der Kavalier stirbt aus und die Dame, Trägerin bestimmter gesellschaftlicher, traditioneller Formen und Verhaltensweisen schwindet. Welcher Mann ist heute noch bereit, sein Leben und sein Vermögen für eine Frau zu opfern? Selbst in Unkosten stürzt sich einer Frau wegen der moderne „Kavalier“ nur selten. Vielfach wird noch der Anschein gewahrt, als ob „er“ die Unkosten eines Balles, einer Reise usw. trüge. Tatsächlich ist nicht selten „sie“ diejenige, die für die Unkosten ganz oder zum Teil aufkommt, wenn er gerade „nicht bei Gelde ist“.

Bei der Mehrheit der heutigen jugendlichen, ungefähr gleichaltrigen Männer und Frauen führt eine andauernde freundschaftliche

Begegnung meist in irgendeiner Weise zu einer intimen Annäherung (Petting!), weiter zu einem sexuellen Verkehr mit gleichzeitiger „Verlobung“, denn „verlobt“ gilt nur als „geprobt“.

Dieser Verlobtenverkehr ist seit jeher in vielen bäuerlichen Kreisen und in den Kreisen des ehemaligen großstädtischen Proletariats üblich. Oft wurde und wird eine Schwangerschaft von der Verlobten sogar erstrebt, bisweilen, wie es heißt, sogar von ihrer Mutter angeraten, weil dadurch „er“ sich veranlaßt oder gar gezwungen sieht, „sie“ zu ehelichen². Das geschieht selbst auf die Gefahr hin, daß „er“ sich vor einer Ehe drückt, was allerdings meist als sehr schmachvoll gilt. Bei diesem Verhalten des weiblichen Teils geht man von dem Gedanken aus: ein tüchtiges junges Weib findet auch mit unehelichen Kindern einen, der sie zu heiraten bereit ist.

Wie stark verbreitet der Verlobtenverkehr heutzutage ist, geht u.a. daraus hervor, daß nach Ermittlungen in der Bundesrepublik auf 100 Eheschließungen bei 23,3 bis 32,7 Bräuten Schwangerschaft festgestellt worden ist. Die letztere Ziffer bezieht sich auf Niedersachsen, die erstere auf Hamburg. In Niedersachsen erreichte der Anteil der bereits schwangeren Bräute in den Gemeinden mit weniger als 100 000 Einwohnern sogar 34,3 v.H.³. Die Ermittlung ist ganz einfach: weiß man das Geburtsdatum des Kindes und das der Eheschließung und rechnet dann zeitlich von dem Geburtsdatum 9 Monate zurück, dann erweist sich, ob die Konzeption vor oder nach der Eheschließung erfolgt ist. Die angegebenen Ziffern werden wohl für viele Länder Mittel- und Nordeuropas Geltung haben. Wenn rund 34 v.H. der Bräute bereits schwanger in die Ehe treten, obwohl die ledigen Paare doch selbstverständlich meist sehr darauf bedacht sind, eine Schwangerschaft zu vermeiden, so kann man sich ungefähr vorstellen, ein wie großer Prozentsatz der Paare vor der Eheschließung bereits „geprobt“ hat (80 bis 90 v.H.?).

Seitdem M. Prévost, 1894, seinen Roman „Les demi-vierges“ und V. Margueritte seinen Roman „La Garconne“ veröffentlicht haben, wird die Zahl der Halbjungfern und der Junggesellinnen zweifellos zugenommen haben entsprechend der zunehmend gelockerten Sexualmoral. Die sexuell emanzipierte Junggesellin, die zu ihrem „Freund“ weiter keinerlei seelische Bindungen hat, sondern lediglich die Befriedigung ihrer sexuellen Begehrlichkeit erstrebt, ist heute sicherlich viel häufiger anzutreffen als zu Anfang des Jahrhunderts, sogar in sozial aufgerückten Kreisen. Das „Verhältnis“ war ehemals nicht bar einer gewissen Herzlichkeit und Dauerhaftigkeit („dem sterbend seine

² Näheres bei K. Horstmann: Schwangerschaft und Eheschließung, Referat auf dem Bevölkerungswiss. Kongreß, Wien 1959.

³ Siehe näheres bei K. Horstmann, a.a.O.

Buhe einen goldenen Becher gab“ [Faust]), das hat sich heute im negativen Sinne geändert, frivolisiert. Unverkennbar haben die Beziehungen zwischen den Geschlechtern, im Vergleich zu der Zeit um die letzte Jahrhundertwende, sehr an Feinheit und Zartgefühl eingebüßt. Wir leben eben heute im Schatten einer nüchternen, gefühlarmen Sachlichkeit auch in Dingen der Liebe.

Es wäre indessen verfehlt, anzunehmen, unsere Zeit zeichne sich durch besonders lasterhafte Frivolität auf sexuellem Gebiete aus. Ein Blick in die Kulturgeschichte läßt erkennen, daß schon im 14. Jahrhundert (Boccaccio! † 1375) und anschließend während der Renaissance, nachdem Savonarolas Feldzug gegen den Schönheitskult und die luxeria, 1498, in Florenz endgültig zusammengebrochen und Savonarola, dieser fanatische Exponent mittelalterlichen Geistes gehenkt und verbrannt worden war, eine sexuelle Libertinage um sich gegriffen hat und, unter der Losung „erlaubt ist, was gefällt“ zugleich die Pflege der körperlichen Wohlgefälligkeit, unter Anwendung von Schönheitsmitteln, die keineswegs eine Errungenschaft der Gegenwart sind, Schule gemacht hat in ganz Europa, von den italienischen Stadtstaaten ausgehend. Wie dann im 18. Jahrhundert, in Frankreich während der Regentschaft und der Regierung Ludwig XV. die Rokokomoral, mit der Parole „Vive la joie“ mit Paris (Versailles) als Mittelpunkt, sich die ars amandi zu höchster Blüte entfaltet hat. In der Zeit des Directoire (1796—1799) hat dann die zu vollem Selbstbewußtsein und Reichtum aufgerückte Bourgeoisie Paris wieder zum Mittelpunkt erotischer Zügellosigkeit gemacht, eine Stellung, die diese Weltmetropole des Amüsierbetriebes zur Zeit des zweiten Kaiserreichs, in den 50er und 60er Jahren, wieder erneuert, und die Kokotte zeitweilig in der Kunst, Literatur (E. Zolas: „Nana“) und auf dem Theater eine vordergründige Rolle gespielt hat. Wenn man sich das vergegenwärtigt, dann kommt man zu dem Schluß, daß allenthalben da, wo sich ein „Wirtschaftswunder“ ereignet, Reichtum sich zusammenballt, die sexuelle Genußsucht üppig ins Kraut schießt. Dies ist auch heute in vielen Ländern Westeuropas der Fall. Aber, wie seinerzeit in Paris, so hat auch heute die weitaus größte Mehrheit der Frauen mit diesem Amüsierbetrieb gar nichts gemein. In Paris rekrutiert sich das Kokottentum nicht nur aus Französinen, sondern aus Zugezogenen aus allen Erdteilen und Ländern.

Wie stark die Frühehe, bei der „sie“ das 20. und „er“ das 25. Lebensjahr noch nicht erreicht haben, zugenommen hat, geht schon daraus hervor, daß nach einer schwedischen Statistik, die kennzeichnend ist für europäische Verhältnisse, das durchschnittliche Heiratsalter der Erstehen schließenden Männer von 29,4 Jahren (1936/40) auf 27,8 im Jahre 1957 gesunken ist und das der Frauen von 26,5 auf 24,8.

1948 waren in Schweden nur 3,9 von 1000 Ersten der Männer, bei denen sie unter 19 Jahren alt waren; 1957 gehörten zu dieser Kategorie bereits 5,3 je 1000 Ersten⁴.

Die Zunahme der Frühehen, die wir allenthalben beobachten, beeinträchtigt zweifellos die Stabilität der Ehen, denn viele der allzu jungen Paare können gar nicht beurteilen, ob sie miteinander die erforderliche Verbundenheit bewahren können, um ein Leben lang alle Versuchungen, Enttäuschungen und sonstigen Fährnisse, die keinem Ehepaar erspart bleiben, zu überstehen fähig sind. Häufig tritt sehr bald klar zutage, daß man sich getäuscht hat. Wenn dann bereits Kinder vorhanden sind, ist eine Scheidung stets eine schwierige, nervenaufreibende Sache und für die minderjährigen Kinder ein sehr schlechter Lebensbeginn. Trotzdem ist die Scheidungshäufigkeit der Ehen von geringer Dauer vergleichsweise besonders groß. Hierzu trägt wesentlich bei, daß bei der heute vorherrschenden religiösen Indifferenz der Ehe die religiös-kirchliche Weihe ermangelt.

Trotzdem, ganz so abwegig ist die Frühehe doch nicht, denn für die jungen Männer ist sie insofern heilsam, als sie davon abhält, mit Prostituierten zu verkehren. Dies hat die günstige Folge, daß die Geschlechtskrankheiten in den letzten Jahrzehnten sehr zurückgegangen sind⁵, was in gesundheitlicher, aber auch gerade in moralischer Beziehung hoch zu bewerten ist. Jedoch wiegt das nicht die Nachteile auf, die für die Kinder aus einer geschiedenen Ehe und auch für die Frau erwachsen. Die geschiedene Frau trägt, auch wenn keine Kinder da sind, in der Regel seelisch an den Folgen einer unglücklichen Ehe und Scheidung schwerer als der Mann, obwohl heutzutage der Makel, welcher ehemals auf einer Geschiedenen ruhte, längst nicht in früherer Schwere auf ihr lastet, ja gar nicht mehr vorhanden ist.

Aber, abgesehen von den Frühehen, die aus den angeführten Gründen besonders fragwürdig hinsichtlich ihrer Stabilität erscheinen, hat das eheliche Treuverhältnis heutzutage sehr an Festigkeit eingebüßt. Die Eheschließung wird recht oft nicht mehr, wie ehemals, als ein für das ganze Leben verpflichtend geschlossener Bund gewertet. Nicht gering ist die Zahl der Ehen, die geschlossen werden mit dem stillschweigenden Vorbehalt: wenn das eheliche Zusammenleben sich nicht nach Wunsch gestalten sollte, man schon Mittel und Wege finden wird, um zu einer Scheidung zu gelangen. Diese Auffassung ist zweifellos eine Folge des Rückgangs der Religiosität, aber doch auch darauf zurückzuführen, daß die Frau heute sich viel selbständiger fühlt dem Manne gegenüber, vor allem in wirtschaftlicher Hinsicht, da sie als Arbeitskraft meist imstande ist, sich selbst auf dem Lebensniveau

⁴ Statist. Arsbok f. Schweden 1959, S. 26/27.

⁵ Siehe hierüber Genaueres in meiner Abhandlung in diesem Jahrbuch 1953, S. 74.

zu halten, welches ihren Ansprüchen mehr oder weniger genügen kann und außerdem eine zweite, ja dritte Ehe durchaus erzielbar ist.

Gewiß war für den Ehemann der ehemalige Zustand, bei dem „sie“ es für ihre Pflicht hielt, ihn bedingungslos zu umsorgen und sich ihm zu fügen, sehr viel angenehmer als der gegenwärtige „vermännlichte“ Zustand der Ehefrau. Fragt sich bloß, ob der gegenwärtig bestehende oder angestrebte Zustand dem Wesen der Frau, ihrer natürlichen Hilfs- und Pflegebereitschaft und Aufopferungswilligkeit sowie ihrem Anlehnungsbedürfnis entspricht, und ob die gepriesene Gleichberechtigung, die gesetzlich in der Bundesrepublik verankert ist (Gesetz vom 18. 6. 1957), sowie die ganze Vernüchterung und Versachlichung der ehelichen Beziehungen nicht im Grunde der typischen, nicht intellektualistisch verbildeten Frau, zumal in Deutschland, widerspricht und ihr unsympathisch ist, ob sie nicht „ihm“ ganz gerne die Leitung und Entscheidung in Familienangelegenheiten überläßt und sich in ihrem fraulichen Wirkungsbereich wohl fühlt. Steckt in diesem Gleichheitsberechtigungsstreben sowie in der gesetzlichen Ablehnung der ehemännlichen Letztentscheidung nicht doch eine allzuweit gehende Reaktion gegen den ehemaligen Zustand der völligen Unmündigkeit einer verheirateten Frau?

Zweifellos „ehebrucht“ der Ehemann häufiger als die Frau, eine Tatsache, die gewöhnlich mit seiner polygam gerichteten Natur begründet wird. Es unterliegt in der Tat keinem Zweifel, daß bei den meisten Männern die eheliche Treue nicht eine natürlich begründete Selbstverständlichkeit ist, sondern eine bewußte Haltung, die ihm von sittlichen Grundsätzen diktiert wird. An Verleitungen zur ehelichen Untreue fehlt es nicht, und seine polygame Natur regt ihn zum Wechsel des Partners in unvergleichlich höherem Grade an, als das bei der Frau der Fall ist. Aus diesem Grunde ist aber auch die eheliche Untreue des Mannes stets milder beurteilt worden als die der Frau. Selbst das bürgerliche Zeitalter — vom galanten des 17. und 18. Jahrhunderts ganz zu schweigen —, welches in den letzten Jahrhunderten doch unter starkem Einfluß des in sexuellen und ehelichen Fragen sehr strengen und sinnenfeindlichen Puritanismus und Pietismus gestanden hat, hat die Nebenfrau, die Maitresse, geduldet. Auch Luthers Ansichten über die Strenge der Einehe entsprechen nicht einem starren Ehedogma und der sinnenfeindlichen Auffassung, wie sie sich in der Folge in protestantischen Kreisen herausgebildet hat. Vor allem wettete Luther bekanntlich gegen die „Nonnerey“ und „Muncherey“ und das angebliche „keuschen“.

Die Frau wird oft erst durch ihres Mannes ehebrecherisches Verhalten auf die glatteisige Bahn eines Ehebruches gestoßen und dazu veranlaßt, außer der Ehe ein freundschaftliches Verhältnis mit einem

Mann, „der sie versteht“, zu suchen, was dann in der Regel in einen Ehebruch ihrerseits ausmündet, der für sie häufig bei der ersten intimen Begegnung ein erschütterndes, tragisches Erlebnis wird⁶. Jedenfalls war das bisher der Fall. Neuerdings mag sich auch in dieser Beziehung eine prosaischere Verhaltensweise durchgesetzt haben. Immerhin, das Schuldbewußtsein ist bei der Frau, die einen Ehebruch begangen hat, in der Regel größer und intensiver als beim Mann. Dies beruht darauf, daß die Folgen des Geschlechtsaktes für die Frau naturgemäß viel weittragender sind als beim Mann und sie in einen schweren Konflikt mit sich selbst und mit ihrem Ehegatten aus Anlaß einer außerehelichen Schwangerschaft geraten kann. Auch wenn diese Folgen nicht zu befürchten sind, sträubt sich die im weiblichen Wesen tief verankerte Mütterlichkeit gegen die Möglichkeit einer Begattung durch zwei Männer. Es ist auffallend, wie oft derjenige und besonders diejenige, die sich zu einem Ehebruch verleiten lassen, trotz aller Freigeisterei es nicht fertig bringen, ihr Handeln innerlich als gut vor sich selbst zu rechtfertigen und die seelische Unruhe sowie die schiefe Stellung, in die sie in der Regel der Gesellschaft gegenüber geraten, siegreich zu überwinden bzw. mit Gleichmut hinzunehmen. So stark wirken die herkömmlichen sittlichen Anschauungen und Werturteile. Es erweist sich auch hier, daß es tatsächlich Sache der Wenigen ist, in ihren Urteilen über sich selbst unabhängig zu sein, und daß vor allem die meisten Frauen in bezug darauf, ob sie einem Ehebruch „gewachsen“ sind, ihre Kraft sehr überschätzen. Von der Mehrheit kann man sagen, „sie begeben sich in ein Labyrinth, sie vertausendfachen die Gefahr, welche das Leben an sich schon mit sich bringt“⁷.

Die Dramatisierung des Ehebruchs kann indessen nicht als eine Erscheinung bezeichnet werden, die auch in den sozial nachgeordneten Kreisen zu beobachten wäre. Ja, man kann behaupten, der Gefühlswert, der im Wort „Ehebruch“ enthalten ist, hat im Volksmund doch nur sehr wenig von dem katastrophalen Klang, der ihm innewohnt. Wenn der Mann gelegentlich etwa in weinseliger Stimmung „geehebrucht“ hat, so wird es wohl in Arbeiterkreisen, in der Regel, wenn „sie“ davon erfährt, zu recht bewegten und womöglich handgreiflichen Auseinandersetzungen kommen, aber doch meist bald verziehen und vergessen werden und kaum jemals zu einer Scheidungsklage führen.

Was das eheliche Treuverhältnis anbelangt, so muß ausdrücklich darauf hingewiesen werden, daß, kulturgeschichtlich betrachtet, dieses in der Männerwelt nie durchweg anerkannt und tatsächlich doch nur befolgt wurde, solange es als eine religiös begründete Verpflichtung

⁶ Hierzu Leo Tolstois „Anna Karenina“, der Eheroman der Weltliteratur.

⁷ Nietzsche: „Jenseits von Gut und Böse“, Abschn. 29.

wirklich empfunden wurde oder gar kein Anlaß vorlag, im einzelnen Fall das monogame Verhältnis zu brechen. Wenn sich das heutzutage sowohl auf der Männerseite wie auch unter den Frauen im Sinne einer gelockerten Ehemoral geändert hat, so ist das vor allem dem Umstand zuzuschreiben, daß die Religion heute nicht mehr im Leben die Bedeutung behauptet wie ehemals.

Auf eine weitere Ursache ehelicher Zwistigkeiten, die unsere Großeltern nicht gekannt haben, muß noch hingewiesen werden. Die Tatsache, daß die Zahl der Geburten und Kinder je Ehe heute bekanntlich stark zurückgegangen ist, läßt erkennen, daß in der Ehe der präventive Verkehr eine verbreitete Gepflogenheit geworden ist. Diese Art des Verkehrs bringt aber für die Frau, die keine Kinder oder keine weiteren wünscht und hierin vom Ehemann meist unterstützt wird, eine schwere seelische Belastung mit sich, weil sie die Angst, die Mittel und Methoden könnten versagt haben und eine unerwünschte Schwangerschaft eintreten, tage-, ja wochenlang mit sich herumträgt vor jedem Eintritt der Menstruation. Diese Schwangerschaftsangst ist in vielen Fällen die Ursache von wechselseitigen Vorwürfen und andauernden Verstimmungen, zumal wenn sich die Ehepartner selbst darüber nicht einig sind, ob eine weitere Geburt erfolgen soll oder nicht.

Über die Ursachen der Geburteneinschränkung ist man sich heute ziemlich einig: in einer Zeit, in der das Streben nach materieller Bereicherung, nach „demokratischem Luxus“ und sozialem Aufstieg eine Massenerscheinung geworden ist, und alle Lebensfragen vorwiegend nach „vernünftigen“ Erwägungen entschieden werden, ist eine Einschränkung der Kinderzahl eine unvermeidliche Konsequenz dieser Gesinnung, zumal die Freude an einer fröhlichen Kinderschar dem intellektualistischen, gemütsarmen Menschen der Gegenwart fremd geworden ist. Diese geistige Atmosphäre und Gesinnung ist im Laufe des 19. und 20. Jahrhunderts vorherrschend, wenn auch nicht allein herrschend geworden; sie führt unvermeidlich zur Kleinhaltung des Familiennachwuchses⁸.

Wie sind nun die maßgebenden Faktoren, die gegenwärtig die Stellung der Frau, zumal der Ehefrau, bestimmen, im Hinblick auf ihre geistig-seelische Verfassung, ihr Wohlbefinden zu beurteilen? Was die weibliche Erwerbstätigkeit anbelangt, so konnten wir bereits feststellen, daß sie den meisten Frauen keine Befriedigung gewähren kann. Jede normal veranlagte Frau wünscht und sehnt sich danach, ein Heim zu gründen, ein eigenes „Zuhause“ zu haben, in dem sie

⁸ Siehe ausführlich R. v. Ungern-Sternberg „Die Ursachen des Geburtenrückgangs im europäischen Kulturkreis“ 1932 in Veröff. a. d. Gebiet d. Medizinalverwaltg.; XXXVI. Bd., 7. Heft.

einen sie beschützenden Mann und gemeinsame Kinder, entsprechend ihrem mütterlichen Wesen, pflegen und betreuen kann.

Allerdings gibt es Ausnahmen. So erklärt in einer Zuschrift an die „Welt“ (1. 4. 1960) eine Frau u. a.: „Es erhebt sich die Frage, ob für eine Frau das Opfer (! USt) der Eheschließung nicht zu groß ist, muß sie doch nicht nur ihren Namen aufgeben, sondern auch — weit schmerzlicher — ihre Freiheit, um sich einer Familie einzuordnen, muß ihren Mann um Wirtschaftsgeld bitten, die früher ein tariflich festgesetztes gutes Gehalt bezogen, sie muß als Hausfrau und Mutter den ganzen Tag auf den Beinen sein und sich mit frechen Gören herumplagen, sich von einem abends abgesehen Mann langweilen lassen, sie, die früher geregelte Arbeits- und Freizeit sowie bezahlten Urlaub beanspruchen konnte. Wird sie nicht immer an dieses goldene Zeitalter (! ? USt) zurückdenken müssen, wie die Männer an ihre Burschenherrlichkeit, und ihrer Familie insgeheim grollen? Das Vergnügen kann man auch so bekommen und auch Kinder, seitdem die unehelichen den ehelichen gleichgestellt sind. Warum also noch Ehe? Jeder kann auf eigenen Füßen stehen. Jeder hat seinen Beruf und seine Interessen. Keiner braucht den anderen. Höchstens wegen der Steuer ist die Heirat noch attraktiv.“

Diese Ansichten bilden zweifellos eine krasse Ausnahme! Vielmehr ist die Einstellung zu Beruf, Ehe und Mutterschaft, die in der folgenden, mir seinerzeit zugegangenen Zuschrift zum Ausdruck kommt, fraglos als typisch zu bewerten. Hier heißt es: „Sie können die Not der berufstätigen Frauen nicht beurteilen, ohne selbst mitten darin zu stehen. Wenn Sie den berufstätigen älteren und jüngeren Mädchen in die Seele sehen können, würden Sie ein anderes Bild erblicken als das der Selbständigkeit und Sicherheit, das sie nach außen hin tragen. Für ein Mädchen ist es an sich schon viel schwerer, sich in einen Beruf einzuarbeiten als für einen Mann, und wenn sich die Frau wirklich auf einen besseren Posten hinaufgearbeitet hat, dann hat sie täglich zu tun, um sich zu behaupten. Nicht aus Geltungs- und Anerkennungsbedürfnis, sondern meist des Existenzkampfes wegen, denn sie muß ja verdienen, um zu leben, oft noch für ihre Angehörigen. — Sobald ein Kinderstimmchen ertönt, sei es in der Straßen- oder Untergrundbahn, werden Sie beobachten können, daß allmählich die Lektüre aus den Händen sinkt und das selbständige oder selbstsichere Mädchen die glückliche Frau und Mutter betrachtet, wie sie mit ihrem Kind scherzt. Dann können Sie in den Augen lesen, wie die Sehnsucht nach dem gleichen Glück darin steht. Ich bin jedoch überzeugt, daß Ihnen 75 % der Frauen, die Sie dann fragen würden, ob ihnen ein solches Glück erstrebenswert erscheint, mit kühlem Gesicht antworten würden: Kinder kommen nicht in Frage. Aber nicht

etwa aus innerster Überzeugung käme diese Antwort, sondern nur, weil sie es nicht eingestehen wollen, daß es auch ihr heißester Wunsch ist, weil sie sich schämen, daß sie davon ausgeschlossen sind. Sie würden alle gern tauschen und für ihr Leben gern untertauchen im häuslichen Kreis, ohne Geltungs- und Anerkennungsbedürfnis, nur um auszuruhen vom täglichen und stündlichen Kampf ums tägliche Brot.“

Daß aber die Frau gegenwärtig viel häufiger als ehemals in der Ehe nicht die ersehnte Erfüllung ihres Wesens findet, läßt sich doch ziemlich eindeutig an der Kurve der Ehescheidungen und Trennungen ablesen, wobei ausdrücklich der Vorbehalt gemacht werden muß, daß die Schuld an der ansteigenden Ehescheidungskurve selbstverständlich nicht der Frau allein zuzuschreiben ist. Vielmehr muß mit Nachdruck betont werden, daß die zwei Weltkriege die Sexualmoral vieler Männer schwer korrumpiert haben.

Die folgende Statistik gibt Aufschluß über diese Gestaltung der Ehescheidungshäufigkeit. Wir halten uns hierbei an die schwedische Statistik, weil sie zeitlich am weitesten zurückreicht, aber in ihrer Richtung die Scheidungshäufigkeit in den protestantischen Ländern Europas wiedergibt. In katholischen Ländern ist die Scheidungshäufigkeit wesentlich geringer, weil nach kanonischem Recht eine vollzogene Ehe nicht geschieden werden kann. Es kann somit nur eine zivilrechtliche Scheidung unter Katholiken erfolgen, aber mit der Konsequenz, daß eine zweite Ehe niemals die kirchliche Weihe erhalten kann. Außerdem fällt ins Gewicht, daß der katholische Priester auch in Ehesachen, in der Regel, auf seine Gemeindemitglieder größeren Einfluß hat als der protestantische Pastor.

Scheidungshäufigkeit in Schweden^{a)}

Jahresdurchschnitt	in ländl. Gemeinden (je 100 000)	in Städten Einwohner gerechnet)	Insgesamt
1901/10	4,2	24,5	8,9
1921/25	13,1	56,2	26,1
1936/40	23,7	103,7	52,4
1954	53,2	188,3	119,1
1955	58,8	185,2	121,0
1956	60,3	175,8	117,7
1957	55,6	181,2	120,2
1958	56,5	188,4	116,7

a) Stat. Arsbok 1947, S. 60, u. 1959, S. 29.

Von den 8657 Scheidungen, die im Jahre 1958 erfolgt sind, hatten 6009 Kinder unter 21 Jahren.

Abgesehen von den Scheidungen waren Trennungen von Bett und Tisch erfolgt:

Jahresdurchschnitt	in ländl. Gemeinden	in Städten	Insgesamt
1916/20	312	704	1016
1954	1813	7350	9163
1955	2226	7107	9333
1956	2210	7038	9248
1957	2154	6894	9048
1958	2130	7055	9185

Diese Statistik läßt eine sehr weit fortgeschrittene Ehezerüttung erkennen. Welch ein erschreckender Wust von Enttäuschungen, Tränen, Nervenverschleiß, aber auch von Haß und Feindschaft steckt hinter diesen statistischen Angaben verborgen!

Noch vor dem ersten Weltkrieg war eine Ehescheidung eine Seltenheit. Wie die schwedische Statistik erkennen läßt, hat sich in Schweden die Scheidungshäufigkeit in rund 60 Jahren verdreizehnfacht (8,9 bis 116,7) und die Trennungen haben sich im Laufe von rund 40 Jahren verzehnfacht. In der Bundesrepublik haben die Ehescheidungen glücklicherweise gegenüber dem Höchststand von 1948 (19,9 je 10 000 Einwohner gerechnet) sich vermindert. Sie betragen 1957 8,2 je 10 000 Einwohner. Immerhin sind 41 187 Ehen in diesem Jahr geschieden worden.

Ein internationaler Vergleich der Scheidungshäufigkeit in Westeuropa ist insofern wenig aufschlußreich, als die entsprechende Gesetzgebung und Gerichtspraxis in den einzelnen Ländern verschieden ist, so daß die statistischen Angaben kein eindeutiges Urteil über die Ehescheidungshäufigkeit in den einzelnen Ländern zulassen. Allenfalls kann man feststellen: in den Jahren 1950/56 war sie in Österreich, Dänemark, Schweden und vor allem in Westberlin, im Sowjetsektor und in der Sowjetbesatzungszone besonders hoch und am niedrigsten in Portugal, Schottland, Spanien, in den Niederlanden, in Belgien.